

liebeskind



A. Kendra Greene

Das Walmuseum,
das Sie nie
besuchen werden

Eine Reise nach Island



A. Kendra Greene

Das Walmuseum,
das Sie nie
besuchen werden

Eine Reise nach Island

Aus dem Englischen übersetzt
von Stefanie Schäfer

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»The Museum of Whales You Will Never See« bei Penguin Books, New York.

Die Arbeit der Übersetzerin wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert
im Rahmen
des Programms »Neustart Kultur« der Beauftragten der Bundesregierung für
Kultur und
Medien.

© A. Kendra Greene 2020

© Verlagsbuchhandlung Liebeskind 2022

Alle Rechte vorbehalten

Covermotiv: A. Kendra Greene

Covergestaltung: Robert Gigler, München

eISBN 978-3-95438-148-7

Für den Zauberer, der mich mitnahm, um
versteinerte Trolle zu besichtigen,
und der mich aus dem Museum hetzte, um ein
abfahrendes Auto zu erwischen,
noch bevor ich wusste, dass ich darauf hoffen
konnte, Wale zu sehen.

Tränen fallen in alle Flüsse:
wieder zieht ein Autofahrer seine Handschuhe an
und begibt sich blind im Schneesturm
auf eine tödliche Reise,
wieder eilt ein Schriftsteller heulend zu seiner Kunst.

W. H. AUDEN, »JOURNEY TO ICELAND«

Als sie die Boote bestiegen, schleppten die Isländer
die schwersten Koffer. Denn sie hatten Bücher in ihrem
Gepäck. Nicht Kleider, nicht Schuhe. Bücher.
Du spürst den Hunger und das Leiden nicht,
solange du ein Buch hast.

VALGEIR ÞORVALDSSON

Warum sollte man ein Museum haben,
wenn man keine Geschichte hat?

VALDÍS EINARSDÓTTIR

INHALT

ZUR ORIENTIERUNG

ANKUNFT

KABINETT A: Das Museum für etwas Gemurmeltes

GALERIE 1: Anatomie eines Museums

Isländisches Phallogisches Museum

KABINETT B: Das Museum der Geschichte, die man mir
erzählte

GALERIE 2: Die Steinsammlerin

Petras Steinsammlung

KABINETT C: Das Museum des sehr Realen

GALERIE 3: Vagabunden und ungewöhnliche Besucher

Sigurgeirs Vogelmuseum

KABINETT D: Das Museum der isländischen Eisbären

GALERIE 4: Aus Treibholz voller Wurmlöcher gemacht

Das Skógar-Museum

KABINETT E: Das Walmuseum, das Sie nie besuchen
werden

GALERIE 5: Das Ende der Welt
Das Museum der Heringsära

KABINETT F: Das Museum der Finsternis

GALERIE 6: Über Leichenhosen
*Das Museum für isländische Zauberei und
Hexerei*

KABINETT G: Das Museum der Berufung

GALERIE 7: Ins Meer geschubst
Das Museum der isländischen Ungeheuer

KABINETT H: Das Museum der Möwentricks

ANHANG Auswahl isländischer Museen
Zeichnungen
Autorin



1. HÚSAVÍK
2. STÖÐVAREFJÖRÐUR
3. MÝVATN
4. SKÓGAR
5. SIGLUFJÖRÐUR
6. HÓLMAVÍK
7. BÍLDUDALUR

ZUR ORIENTIERUNG

MASSE UND GEWICHTE

4 Kilogramm = 8,8 amerikanische Pfund = 16 Merkur =
ungefähr das Gewicht eines menschlichen Babys

20 Tonnen = 40.000 Pfund = ungefähr das Gewicht eines
Rotkamm-Seeungeheuers

ENTFERNUNGEN

500 Kilometer = 310 amerikanische Meilen = ungefähre
Länge der Südküste ohne Buchten

Elle = Länge eines Armes vom Ellenbogen bis zur Spitze
des Mittelfingers \approx 18 Zoll = 45,72 cm

40 Ellen \approx 20 Yards \approx 18 Meter \approx Länge eines Narwals
nach der Ortelius-Karte von 1585 \approx dreifache moderne
Längenangaben für erwachsene Narwale

WÄHRUNGEN

800 Kronen (ISK) \approx \$6,50 (USD) \approx 6 Euro (EUR) \approx 5,5
britische Pfund (GBP) \approx ungefähre Kosten für den
Museumseintritt

3 Kühe = Preis für die erste Bibel in isländischer Sprache
im Jahr 1584

TEMPERATURANGABEN

81 Grad Fahrenheit = 27 Grad Celsius = ungefähre
Höchsttemperatur in Island

JAHRESZEITEN

Nach der alten isländischen Zeitrechnung gibt es zwei
Jahreszeiten: Sommer und Winter.

Der Sommer beginnt am ersten Donnerstag nach dem
18. April. Der Winter beginnt an einem Samstag im
Oktober, sechsundzwanzig Wochen nach dem
Sommeranfang. Wenn ich mir die Freiheit genommen habe,
von »Frühling« und »Herbst« zu sprechen, entsprechen
diese den Jahreszeiten, die in den Klimazonen der
nördlichen Hemisphäre so genannt werden.

EINE KURZE EINFÜHRUNG IN AUSSPRACHE UND BESONDERHEITEN DES ISLÄNDISCHEN

Wenn man sich näher mit dem Isländischen beschäftigt,
wird man sensibel für die besondere Aussprache von
Buchstaben wie *á, au, é, ei, í, ý, æ, ö, dj, f, g, hv, j, ll, p* und
r; sensibel für das *y* wie in Reykjavík und das rollende *r*
(err). Bei nur oberflächlicher Bekanntschaft mit der
Sprache muss man sich außerdem durch extreme Akzente
durchwurschteln, aber es ist sinnvoll, sich zumindest
flüchtig mit *þorn* (thorn) und *eð* (eth) vertraut zu machen.

Der Buchstabe *þorn* (Þ in Großbuchstaben, þ in
Kleinbuchstaben) ist ein Überlebender. Er war in vielen
historischen Sprachen beliebt, auch im Altenglischen, aber
Isländisch ist die einzige lebendige Sprache, die ihn noch

verwendet. Von der Form her mag es einem umständlichen *p* ähneln, aber es klingt wie das stimmlose englische *th*. Man findet ihn in dem Vogelnamen þórshani, dem Nachnamen Þorsteinsson oder den Vornamen Þórður und Þorvaldur, und im vollständigen Namen Þorbjörn Þórðarson ist er nicht zu überhören. Er klingt wie das weiche, stimmlose, fast geflüsterte *th* in den englischen Wörtern »thick«, »thin« und »thistle«.

Der Buchstabe *ðth* (Ð oder ð) hat die gleiche uralte Geschichte wie der Runenbuchstabe *þorn* und kommt auch im Färöischen oder Elfdalischen vor. Als Großbuchstabe wird er Ð geschrieben, doch so wird man ihm nicht oft begegnen, da kein isländisches Wort mit einem Ð beginnt, aber der Kleinbuchstabe ð taucht häufig auf. Man findet ihn in Städtenamen wie Siglufjörður, Bjarnarfjörður und Ólafsfjörður. Er ist auch in praktisch jedem isländischen Haus zu finden, obwohl es Jahrhunderte her ist, dass jemand in dem Raum namens *bað-stofa* gebadet hat. Manche geben ihn mit dem visuell ähnlichen *d* wieder, aber damit wird man ihm nicht gerecht, denn er klingt wie ein stimmhaftes, vibrierendes *th*, etwa in »this«.



ANKUNFT

Unter einem grauen Morgenhimmel holt mich Lilja vom Flughafenbus ab und fragt, während sie meine Tasche in ihr kleines silbernes Auto schwingt, ob ich ihre Nachricht bekommen habe, dass ich mir keine Sorgen wegen des Vulkans machen soll. »Das brauchst du nämlich nicht, er wird deine Reise nicht beeinträchtigen, so was passiert hier ständig.«

Der gesamte Transatlantikflug von Boston nach Reykjavík dauert weniger als fünf Stunden, also kaum genug Zeit, um ein Nickerchen zu machen, einen dritten Film anzufangen oder sich der korrekten Aussprache jedes unbekanntes Buchstabens im isländischen Alphabet zu vergewissern - vor allem von »eth« und »thorn« -, doch offensichtlich reicht diese Zeit andererseits aus, um ein Flugzeug zu besteigen und einen halben Ozean zu überqueren, ohne die geringste Ahnung zu haben, dass man direkt auf einen plötzlichen Anstieg der seismischen Aktivität zusteuert.

Wobei einen das nicht überraschen dürfte. Die fünfundvierzig Minuten vom internationalen Flughafen zum Busterminal in der Innenstadt führen durch den Dunst alter

Lavafelder und heißer Quellen, und daraus tauchen allmählich die ersten Häuser und Gebäude auf. Sie säumen das Meeresufer einer Insel, die zwei tektonische Platten überbrückt – einer Insel, die sich wegen ebendieser Platten und ihrem Hang, zu gleiten und ihr geschmolzenes Herz auszuschütten, aus dem Wasser erhoben hat.

Lilja sagt: »Mach dir keine Sorgen wegen des Vulkans« und beginnt im gleichen Atemzug, von möglichen Aschewolken und Gasmasken zu reden und von Hubschraubern, die Wanderer in den Bergen auflesen, weil es keinen besseren Weg gebe, um sie zu warnen, dass sie möglicherweise in Lebensgefahr schwebten.

Lilja ruft die Website des nationalen Wetterdienstes auf und zeigt mir, wie ich hin- und herschalten kann zwischen den Umrissen Islands mit der Regenvorhersage, der Nordlichtervorhersage und den Punkten und Sternen, die eine Reihe winziger Erdbeben abbilden, die jede Verschiebung und Erschütterung der letzten zweiundsiebzig Stunden dokumentieren. Meistens, so zeigt die Karte, erreichen die Beben nur eine Stärke von unter 3,0 auf der Richterskala. Ich bin an einer anderen Küste aufgewachsen, in Kalifornien, und die gesprenkelte Karte ruft eine Art Nostalgie in mir hervor, eine Sympathie für diese fast unmerklichen Ereignisse.

Ich solle immer auf der Hut sein, sagt sie. Ich solle die Karte ständig aktualisieren. Es spiele keine Rolle, dass sie winzig seien, es spiele keine Rolle, dass sie beinahe obskur seien. Ich solle beobachten, ob die Zahl der Beben zu- oder abnehme. Ich dürfe nicht vergessen, dass ihre Ausrichtung nicht zufällig und jedes von ihnen ein Zeichen sei. Ich solle sie mir genau ansehen: Dort, wo sie gehäuft aufträten, verliefen nämlich die Grenzen der Verwerfungen und Spalten, die ansonsten unsichtbar seien. Sie kennzeichneten jene Unterströmungen, die alles andere

herausbildeten. Und diese Beben wiesen uns stets auf das hin, was uns noch bevorstehe.

Die Bergkämme hier bestehen aus schwarzem Felsen oder sind mit Lupinen bewachsen, vielleicht mit Schafen übersät, wenn nicht sogar mit Schnee bedeckt. Wo das Ufer breit genug ist, sammle ich Seeglas und Porzellanscherben, gehe an Federn und manchmal an Knochen vorbei. Ich bin, so könnte man es wohl ausdrücken, wegen der Grenzen dieses Ortes gekommen. Denn nicht nur hier, sondern überall passiert etwas an den Rändern.

Ich bin wegen der Grenzen des Begriffs »Museum« gekommen. Denn bei all den vielen Museen, für die ich gearbeitet habe, in denen ich als Volontärin tätig war oder in denen ich ein Praktikum gemacht habe, trotz all der Kontinente, auf denen ich Museen besuchte, habe ich nirgendwo sonst erlebt, dass die Grenzen zwischen privater Sammlung und öffentlichem Museum so durchlässig, so freizügig, so leicht zu überschreiten und so transparent sind, beinahe, als existierten sie nicht.

»Also nimm dir vielleicht besser nichts vor, bis wir wissen, ob die Lava das Gletschereis schmilzt und die Flut des Schmelzwassers die nördlichen oder die südlichen Straßen unpassierbar macht, oder, wer weiß – das haben wir alles schon erlebt –, sogar beides.«

Es heißt, wenn man fehlerhaft getauft worden sei, wenn das Weihwasser nicht die Augen benetzt habe, behalte man unter Umständen das Zweite Gesicht und könne die Elfen sehen, auch wenn sie sich einem nicht von selbst offenbarten. Hier spüre ich, dass an dieser alten Geschichte etwas Wahres dran sein könnte, dass mir ein Blick auf etwas Außergewöhnliches geschenkt wurde, verborgen, obwohl es die ganze Zeit da war, inmitten von allem anderen, was wir sehen oder wissen oder in unsere Taschen stecken oder in unseren Händen halten.

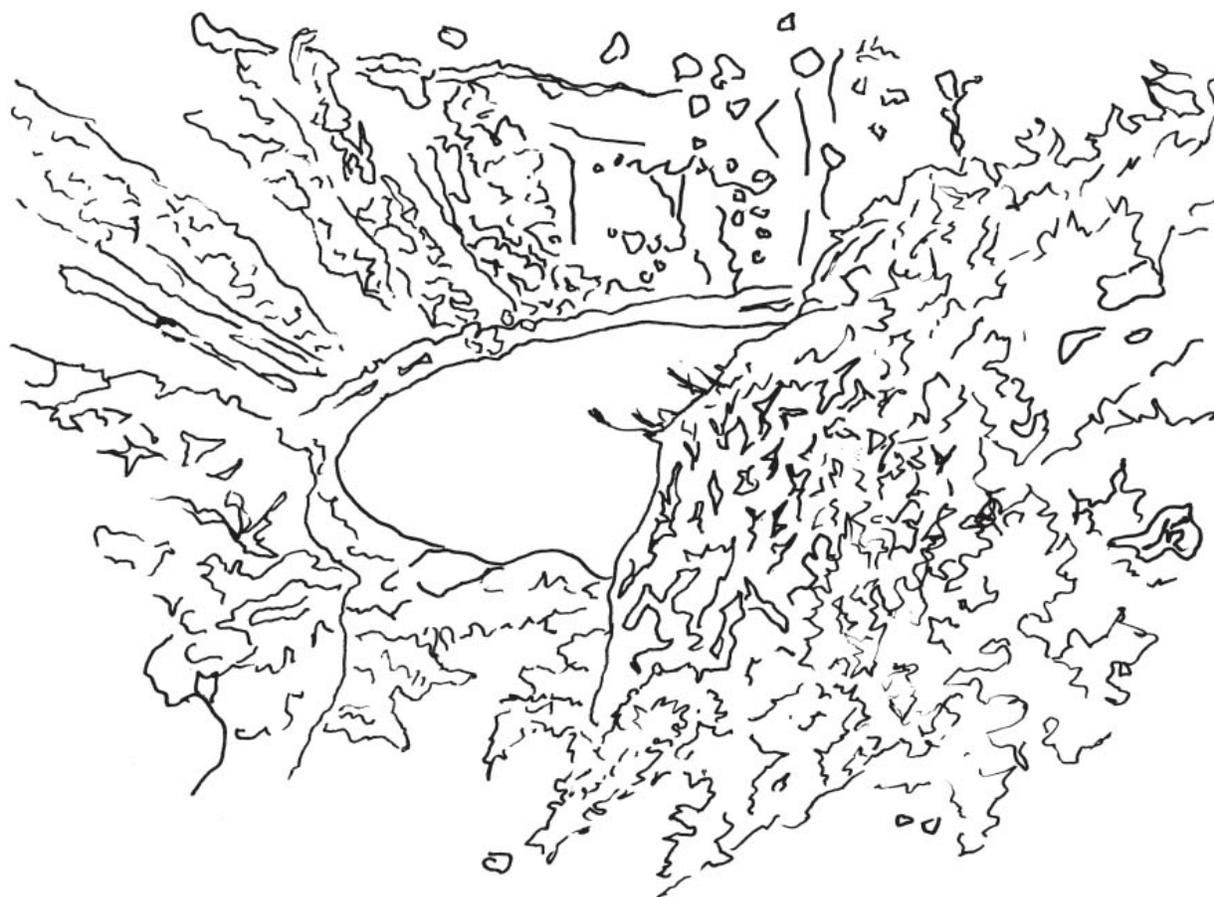
Irgendwann später, in der Stille eines Museumscafés, werde ich mit einer Familie aus meiner Heimat plaudern und erzählen, dass der hiesige Professor für Museumskunde in Island bei 330.000 Einwohnern 265 Museen und öffentliche Sammlungen zählt, was an und für sich schon erstaunlich ist – umso mehr, wenn man bedenkt, dass fast alle diese Institutionen in den letzten zwanzig Jahren gegründet wurden. Sie kommen einem vor wie Samen, die ewig schlummerten und dann endlich durch ein großes Feuer oder einen strengen Frost aufgebrochen wurden, um zu keimen und schließlich Wurzeln zu schlagen und zu blühen.

Erstaunlich, da stimmen mir meine Landsleute zu, auch wenn sie im Café des Museums sitzen bleiben, ihren Kaffee schlürfen und den Vorraum nicht verlassen, um sich die Ausstellungsstücke anzusehen. Draußen verdichtet sich der Nebel und zieht wieder ab, sammelt sich und verweht; die Welt hinter der Glaswand des Museums ist immer da, aber verschleiert, zerfließend, mal für die Sinne wahrnehmbar, mal nicht.

»Es muss nicht unbedingt eine Überschwemmung sein, er könnte auch Asche speien. Vielleicht wird die Ernte vernichtet, oder die Schafe werden vergiftet, vielleicht muss man durch einen Waschlappen atmen, und eine Hungersnot entfacht die Französische Revolution.«

Es sind uralte Kräfte. Das Magma und die Beben. Nahrungsknappheit und Entbehrungen. Die Art und Weise, wie wir die Teile dieser schmerzhaften, glorreichen physischen Welt lieben, aber auch die Art und Weise, wie wir sie wegen der Geschichten, die wir aus ihren Scherben formen, überleben. Wir lieben Felsen und Vögel, alte Boote und Messingringe. Aber hauptsächlich die Geschichten. Die Geschichten sind etwas Besonderes. Wir bewahren und sammeln nicht nur Gegenstände, häufen sie an und

restaurieren sie. Wir stecken ebenfalls viel Hingabe in das Umwidmen, Erschaffen und Erfinden von Dingen, um diese Geschichten zu bewahren, ohne die wir nicht leben können. Wir lieben Zauber und Geheimnisse, Ungeheuer und Geister. Wir lieben die Frau an der Schwelle zur Verwandlung, die nach ihrem Seehundfell sucht, damit sie nach Hause zurückkehren und wieder das werden kann, was sie vorher war. Daran haben wir uns seit jeher orientiert. Das ist es, womit wir uns am Mast festzurren. Das sind alte Kräfte - unbezwingbare Kräfte, die die Welt neu formen.



KABINETT A

DAS MUSEUM FÜR ETWAS GEMURMELTES

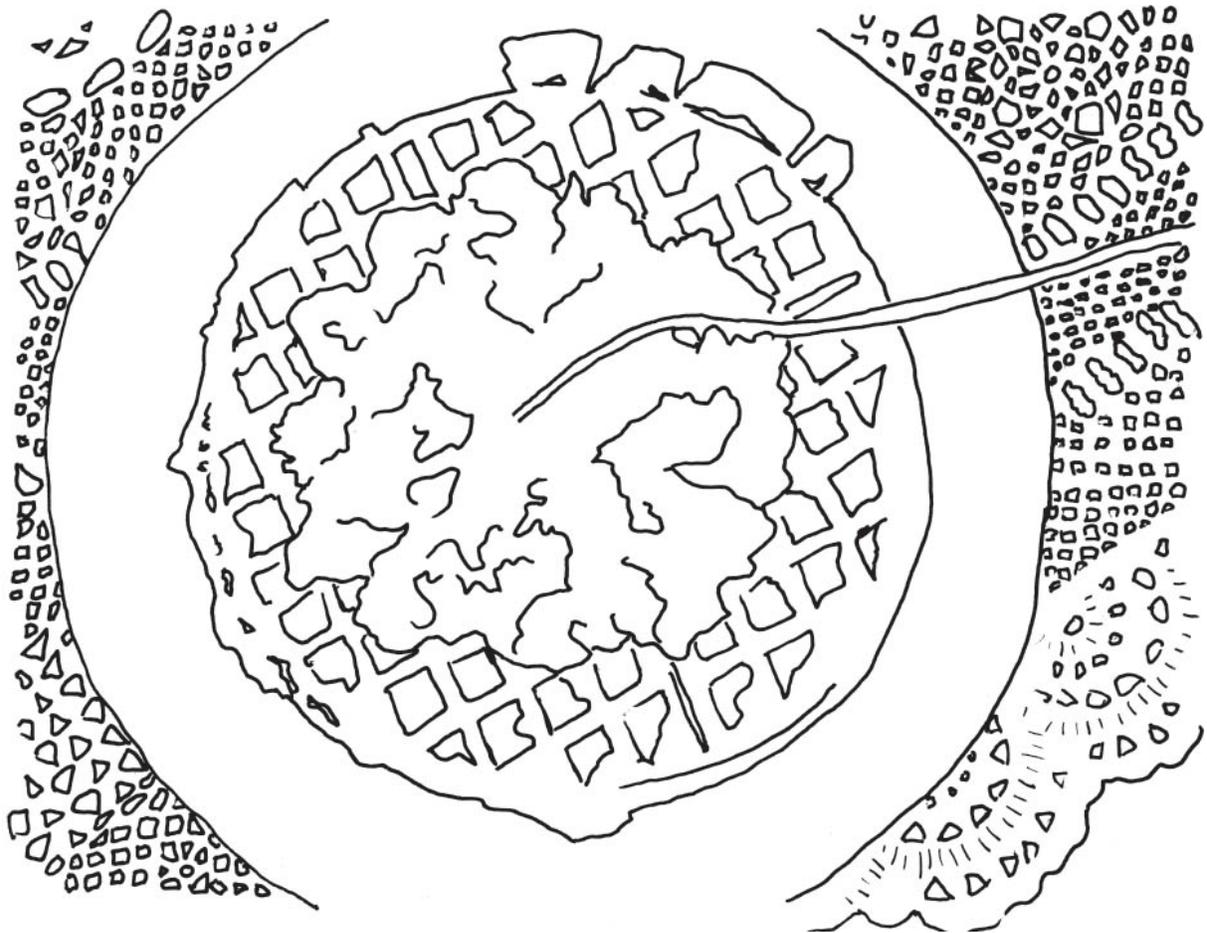
Es herrschte Hungersnot. Und die Familie beschloss, dass sie einen Sohn würde retten können, indem sie ihn wegschickte. Oder vielleicht, dass sie alle anderen retten könnte, wenn sie ein Maul weniger zu stopfen hätte. Also organisierten sie seine Überfahrt nach Nordamerika, eine sehr lange, beschwerliche Schiffsreise. Als das Abfahrtsdatum näher rückte, war der Junge zu krank, um die Fahrt anzutreten - aber alles war arrangiert, und jemand musste gehen, also schickten sie einen anderen, noch jüngeren Sohn an seiner Stelle.

Die Verwandten in Nordamerika kamen pflichtschuldig zum Schiff, aber als sie den Namen des älteren Sohnes nicht auf der Passagierliste fanden und auch den Jungen nicht, den sie abholen sollten, und da sie nicht wussten, dass sie nach einem anderen suchen sollten, kehrten sie allein nach Hause zurück. Es spielte keine Rolle, wann sie von dem Ersatz erfuhren oder ob überhaupt. Niemand hörte etwas von dem Jungen, der auf das Schiff geschickt worden war, und keiner wurde gefunden, der bezeugte, ihn

gesehen zu haben. Keiner konnte feststellen, wo der verlorene Sohn gestorben war.

Nur war er gar nicht tot. Über ein Jahrzehnt nachdem das Schiff aus der Heimat in Amerika angedockt hatte, kehrte er mit einem anderen nach Island zurück, in der Absicht, sich eine Braut zu suchen. In all dieser Zeit hatte er nie geschrieben, in all dieser Zeit hatte er nie eine Nachricht geschickt. Er hatte auch jetzt kaum mehr als ein paar Worte zu sagen: Er murmelte kurz etwas über die Eingeborenen und dass sie besser behandelt werden sollten, aber keinen weiteren Bericht über sein Überleben, darüber, wie aus dem hungernden Kind ein Mann geworden war, der nun in einem Büffelmantel vor ihnen stand.

Ich selbst weiß nichts weiter über ihn oder seine Geschichte, ja, ich wüsste nicht einmal so viel, wenn nicht der Büffelmantel hier in einer Vitrine hinge, als wäre er in eine Telefonzelle getreten, um anzurufen. Und selbst das, was ich weiß, fühlt sich unzulänglich an, obwohl es passt wie ein Schlüssel ins Schloss.



Es wirkt wie eine Geschichte, die nicht für mich bestimmt ist, zum Teil, weil die Gegenstände, die sie erzählen, nur sparsam und nur am Rande ausgestellt sind. Und auch nicht im Hauptmuseum, sondern in einem Eingangsgebäude, in einer Art Lobby vor den Wechselausstellungen, am anderen Ende des Museumscafés. Der Mantel in seiner Vitrine hat nur eine kleine Fußnote erhalten, ordentlich gedruckt und sauber formatiert. Die Information ist noch kürzer als die Geschichte, die ich hier erzähle, und nur auf Isländisch, sodass sie niemand von außerhalb Islands lesen könnte, der diesen Mann oder den verlorenen Jungen lange genug gekannt hatte, bis seine Schultern diesen Mantel

ausfüllten. Ich nehme an, dass auch der Text etwas Kurzes und Gemurmeltes ausdrückt.

Das ist die Geschichte, die mir erzählt wurde, obwohl ich eigentlich auf der Suche nach einem Pfarrer war, als mir der Mantel und die Schuhe *dieses* Mannes gezeigt worden waren. Das ist die Geschichte, die ich erfuhr, nachdem ich wiederholt nach einem anderen Boot gefragt hatte: dem alten Fischerboot, das auf dem Rasen des Museums verrottete, weil nie genug Geld da war, um es instand zu halten. Inzwischen war es zu gefährlich, es zu besteigen, obwohl jeder, der hier aufgewachsen war, als Kind über seine Planken und die Reling geklettert war.

Ich bewahre dieses verirrte Kleinod auf, wie man es mit jeder kostbaren Sache tut. Ich bin so geistesgegenwärtig, diese Geschichte aufzuzeichnen, wegen der ich nicht gekommen war und nach der ich nicht hätte fragen können. Ich erkannte den Glücksfall sofort. Das ist die Geschichte, die ich erst zu hören bekam, nachdem ich die große Führung mitgemacht hatte, nachdem man mich eingeladen hatte, mich im Museumscafé auszuruhen, nachdem ich glaubte, meine Fragen wären beantwortet, nachdem ich Kaffee und Kuchen bekommen hatte, bis ich nicht mehr konnte.

GALERIE 1

ANATOMIE EINES MUSEUMS

Isländisches Phallogisches Museum
(*Hid Íslenzka Redasafn*)



SEIT DEN ALTEN ZEITEN hat sich vieles verändert. Der Walfang ist erst seit Kurzem wieder legal – die Branche ist derart geschrumpft, dass heute alle verbliebenen Walfangschiffe im Besitz einer einzigen Familie sind –, aber auch wenn es erhältlich ist, so sind die Leute doch nicht mehr an den Verzehr von Walfleisch gewöhnt. Früher war es im Überfluss vorhanden. Die Walfänger verschenkten Stücke des Leviathans; man brauchte nur zur Walfangstation zu gehen und eine Tüte mitzubringen, in die man es hineinpacken konnte. Meistens waren es Plastik-Einkaufstüten. Aber wenn man ein paar Müllsäcke zusammenkramte, wenn man ein paar gute Freunde hatte, wenn man vorher anrief und der Wal, den sie gefangen hatten, die richtige Art von Wal war, wenn man seine eigene Axt mitbrachte, dann reservierten die Walfänger einem wohl auch einen Teil des Tieres, den sie nicht verwenden konnten. Und so konnte es passieren, dass man mit seiner Tochter den Penis des Wals abtrennte – oder besser: nur die Spitze, das Drittel, das aus dem Körper ragt, wenn sich im Tod die Muskeln entspannen und das Organ ins Gleichgewicht kommt – und das glitschige, schwere Ding auf den Rücksitz seines Autos hievte.

DER ERSTE ISLÄNDER, den ich kennenlernte, hieß Garðar. Garðar war groß und blond und arbeitete mit meiner Schwester zusammen in einem staatlichen Labor in Kalifornien. Er bot sich an, ihr beim Aufhängen der Schränke in ihrer neuen Küche zu helfen, und während wir auf dem Betonboden saßen und Einbaupläne entzifferten, gestand ich, dass ich rein gar nichts über Island wusste. Ich fragte Garðar, was ich seiner Meinung nach wissen sollte.

Im Nachhinein denke ich, er hätte mir erzählen können, dass die Insel den Polarkreis überspannt, dass sie eine Gesamtbevölkerung von 330.000 Menschen und die höchste Alphabetisierungsrate der Welt sowie eine eigene Regierungsbehörde hat, die nur dafür zuständig ist, Fremdwörter ins Isländische umzuwandeln (Handys sind nach einem archaischen Wort für ein junges Schaf benannt, weil ihr Summen an ein Blöken erinnert). Er hätte auch die Sängerin Björk oder die Band Sigur Rós nennen und es dabei belassen können. Er hätte auch seinen Namensvetter, den schwedischen Wikinger Garðarr Svavarsson, erwähnen können und dass Island eine Zeit lang sogar nach diesem Garðar benannt war. Doch er erzählte nichts über die Jahre, in denen Island Garðarshólmi war. Er erwähnte das alles nicht. Ohne weitere Einleitung berichtete er mir über Island nur eines: »Wir haben ein Penismuseum.«

»Wirklich?«, fragte ich.

»Ja. Das einzige auf der ganzen Welt.«

ICH LIEBE BERECHTIGTE SUPERLATIVE. Das Beste oder Erste oder Älteste ist schön und gut, aber die älteste durchgehend betriebene Eisdiele der Welt zum Beispiel, die größte Streichholzbrieftsammlung *Europas*, das *zweitälteste* Museum *westlich des Mississippi* - wie viel charmanter sind diese Behauptungen durch ihre gemäßigte Prahlerei, ihre eigentümliche Besonderheit? Und dennoch entziehen sie sich einem irgendwie, trotz ihrer Präzision, und man weiß nicht, auf welcher Grundlage sie beruhen. Sollen sie uns glauben machen, dass ihnen eine Bescheidenheit zugrunde liegt, die um die Grenzen selbst der gewissenhaftesten Forschung weiß? Schließlich kann man schlechterdings nicht genau sagen, was alles in der Welt existiert, und gebietet es nicht die Ehre, nicht mehr zu behaupten, als man beweisen kann? Oder wissen die

Urheber der Bezeichnungen ganz genau, dass sich die umfassendste Streichholzbriebsammlung der Welt in Uruguay befindet, und wollen es nur nicht verraten?

Im besten Fall klingen diese Titel wie Nischen, die so lange eingedampft und geschmälert werden, bis es keine mögliche Konkurrenz mehr gibt. Sieg durch Ausschluss! Ruhm durch Zermürbung! Und doch verkünden sie ihre Botschaft so triumphierend, als wäre es eine höchst begehrte Auszeichnung, der regionale, selbst ernannte Beinahe-Vizemeister zu sein.

Nach eigener Einschätzung ist das »Isländische Phallologische Museum wahrscheinlich das einzige Museum der Welt, das eine Sammlung von Phalli aller in einem bestimmten Land vorkommenden Arten von Säugetieren enthält«.

Falls irgendeine andere Institution um diese Ehre konkurriert, wird es schwer sein, ein kleines Inselland zu schlagen, dessen geografische Lage die Artenvielfalt erheblich einschränkt. Wenn der Sammelwahn tatsächlich nur auf die einheimischen Landsäugetiere beschränkt wäre, hätte Island nach dem Einfangen eines einzigen Polarfuchses aufhören können.

Doch warum sollte man sich nur auf Säugetiere beschränken, fragt man sich. Biologisch wäre das ganz und gar unlogisch. Fische sind, was Phalli angeht, eine durchaus lohnende Beute, wie das Isländische Phallologische Museum anhand zweier Exemplare von Seebarschen beweist. Es gibt Libellen mit Phallus. Und zwar besitzen nur drei Prozent der Vogelarten irgendeine Art von Phallus, aber man kann sie schwerlich vernachlässigen angesichts der Tatsache, dass der Penis der Ente ein korkenzieherartiges Tentakelorgan ist, das sich zu einer Länge entfaltet, die der des gesamten Körpers der Ente entspricht.

Aber bleiben wir für den Augenblick bei den Säugetieren als erklärten Sammelobjekten. Es klingt recht überschaubar, dass es sich bei der Sammlung des Phallogischen Museums um eine Art Säugetierphallus-Arche-Noah handelt - alle Tiere wurden nacheinander hineingeführt -, doch tatsächlich gibt es gar keine offizielle Zählung der Säugetierarten in Island. An Land muss man entscheiden, welche der eingeführten Arten zählen und ob die Sammlung um jedes importierte exotische Tier erweitert wird. Zu Wasser muss man entscheiden, wo Island aufhört und der offene Ozean anfängt. Und selbst wenn man seine Grenzen gezogen hat: Der Ozean verändert sich.

Vor vierzig, fünfzig Jahren sah man keinen Blauwal weiter nördlich als bei der südisländischen Stadt Reykjavík. Dasselbe galt für den Buckelwal. Doch seitdem haben die sich verändernden Wassertemperaturen die Wale immer weiter nach Norden gelockt und sie dort immer präsenter gemacht, während der Glattwal und das Walross immer seltener gesichtet werden. Außerdem gibt es immer weniger Eis, auf dem Eisbären aus Grönland nahe genug herantreiben können, um den Rest des Weges zu schwimmen. Im Laufe der Geschichte kamen sie so oft, dass es offizielle Gesetze darüber gibt, wie mit ihnen umzugehen ist. Jedenfalls besitzt das Museum ein Eisbärenpenis-Exemplar: spät erworben, ein knochenloses Stück Fleisch, das das isländische Museum für Naturgeschichte nicht brauchte, als es seine Skelettmontage vorbereitete. Früher wurden sogar Belugawale vor der isländischen Küste gesichtet, aber inzwischen nicht mehr. Das Museum besitzt kein Penisexemplar von ihnen und wird wohl auch nie eines erhalten.

SIGURÐUR HJARTARSON WURDE 1941 geboren, damals, als die Isländer noch Bürger Dänemarks waren. In den 1950er-Jahren arbeitete er den Sommer über auf einem Hof im Norden, wo zu seinen täglichen Gebrauchsgegenständen unter anderem ein Ochsenziemer gehörte. Damals machte sich niemand Gedanken darüber, dass ein verschrumpelter, getrockneter Stierpenis als Peitsche benutzt wurde, doch 1974 weckte dieses Objekt durchaus Neugierde. Zu dieser Zeit war Sigurður Schulleiter an einem Gymnasium an der Südwestküste, wo er einen Ochsenziemer von den Eltern eines Schülers geschenkt bekam. Er sagt nicht, warum.

Sigurður hat einen Masterabschluss in lateinamerikanischer Geschichte. Ein Lehrbuch, das er geschrieben hat, wird bis heute noch in Islands zehnten Klassen verwendet, und in dem Sommer, als wir uns trafen, übersetzte er gerade ein Manuskript von 1806 über die Eroberung Mexikos. Er besichtigt mit Begeisterung Kirchen und Museen; wenn er in Spanien ist, besucht er stets die Goyas im Prado und ein Wandteppichmuseum mit Werkstatt in der Nähe des Bahnhofs. 1977 half er bei der Gründung der Friends of the Arctic Fox, einem Naturschutzverein, der bis heute aktiv ist, und er hat etwa fünfzig Artikel zu diesem Thema publiziert. Was ich damit nur sagen will: Ein Ochsenziemer ist nicht unbedingt das nächstliegende Geschenk für diesen Mann.

Doch ich glaube gerne, dass der Ochsenziemer eine gute Wahl wäre, wenn man einem Schulleiter eine Peitsche schenken wollte. Sowohl seine Verwendung als auch seine Herkunft suggerieren eine gewisse Aggression und eine angemessene Autorität, und doch ist er eigentlich nur auf dem Land von richtigem Nutzen, was die getrocknete alte Haut wiederum umso bedeutungsvoller macht. Das Geschenk wirkt ein wenig lächerlich, ein Hauch von Satire

unter der Maske der Tradition. Und als solches ist es dennoch ein gutes Geschenk, denn wenn Sigurður mit irgendetwas ausgestattet ist, dann mit Sinn für Humor.

Was auch immer die Absicht des Geschenks war, es wirkte inspirierend. Nicht auf Sigurður - er legte es unbenutzt in ein Regal in seinem Büro. Doch einige Lehrer arbeiteten im Sommer auf einer nahe gelegenen Walfangstation, und sobald sie von dem Ochsenziemer erfuhren, fingen sie an, Walpenisse in Sigurðurs Büro zu schleppen. Was bedeutet, dass die anfängliche Erweiterung der Sammlung als Scherz begann. Man muss sich nur vorstellen, wie seltsam befriedigend es ist, einen riesigen Penis auf den Schreibtisch seines Chefs zu legen! Ja, es war ein sehr guter Scherz. Und dann, niemand weiß genau wann, ist mehr daraus geworden.

HERMES WAR, BEVOR er zum Gott der Reisenden wurde, ein Gott der Übergänge und Grenzen. Das würde mich nicht weiter beschäftigen, trotz der Erwärmung der Ozeane und der dadurch veränderten Migrationsbewegungen, wenn ich nicht eines Tages etwas über Alkibiades gelesen hätte. Dieser wurde in Abwesenheit von einem Gericht zum Tode verurteilt, weil man ihn des Hermenfrevels bezichtigte. Hermen, das muss ich erwähnen, sind keine Menschen, sondern etwa mannshohe Stelen aus Stein mit einer vierkantigen Basis, dem Kopf eines Gottes und, das ist das Besondere, männlichen Genitalien, die genau an der Stelle herausragen, wo sie sich befinden würden, wenn es sich um einen Körper und nicht um ein Stück Stein handelte. Irgendwie mag ich diese Hermen. Mir gefällt die Vorstellung, auch wenn sie sicher nicht stimmt, dass sie eine Art fehlendes Glied in der Evolution der Skulptur darstellen. Ich bilde mir ein, erst habe es Platten gegeben, dann Büsten, und dann, nachdem man die Sache mit dem

Kopf gemeistert hatte, beschloss irgendjemand, das zweitwichtigste Teil hinzuzufügen. Später kamen die Beine und dann die Arme dazu, und ehe man sichs versah, hatte man - sowohl im National Mall-Park als auch in der Geschichte der repräsentativen Skulptur als solche - eine Bandbreite vom obeliskenförmigen Washington Monument am einen und dem üppig ausgestalteten Lincoln Memorial am anderen Ende.

Als ich Griechenland bereiste, begegneten mir die Hermen nicht mehr an Kreuzungen, wo sie früher als Kultbilder des bärtigen Wegegotts standen, sondern in Museen, wo ich sie in meiner jugendlichen Arroganz als irgendwie kindisch abtat oder als Werke von Künstlern, die zu faul waren, ihre Arbeit zu beenden. Die Hermen sind natürlich unterschiedlich gestaltet - es stellen nicht einmal alle den Gott Hermes dar -, aber ich begegnete ihrem lasziven Grinsen und den übertriebenen Genitalien so häufig, dass ich sie in meiner humorlosen Wissenschaftlichkeit und Prüderie nicht ernst nehmen konnte.

Und doch geschah es in einem griechischen Museum, dass ich zum ersten Mal wirklich über Penisse nachdachte. Es war im Nationalmuseum in Athen, wo unser Altphilologie-Professor Jörgen Ernstson, der an diesem strahlenden Märztag ein mit winzigen Elefanten und Palmen bedrucktes Halstuch trug, beiläufig darauf hinwies, dass die männlichen Genitalien an den Statuen des klassischen Griechenlands im Verhältnis zum Rest der Figur unproportional seien. Genauer gesagt: zu klein.

Jörgen Ernstson war gerade dabei, uns etwas über die Schwierigkeiten bei der Identifizierung zu erklären; niemand könne wissen, ob die Bronze vor uns Zeus oder Poseidon sei, weil das, was der bärtige Kerl in seiner rechten Hand gehalten hatte, verloren gegangen war. Und